

Erscheint jeden **Dinstag** und **Freitag** und kostet:

Mit der Post:		Für Laibach sammt Zustellung:
Ganzjährig fl. 6.—		Ganzjährig fl. 5.—
Halbjährig „ 3.—		Halbjährig „ 2.50

Einzelne Nummer 5 fr.

Die **Redaktion** befindet sich am Hauptplatz, Nr. 10, II. Stock.Die **Administration** in Ottokar Klerr's Buchhandlung
Hauptplatz, Nr. 313.**Insertionsgebühren:** Für die 2spaltige Petit-Zeile oder deren Raum bei 1maliger Einschaltung 6 fr., 2 Mal 8 fr., 3 Mal 10 fr.

Stempel jedes Mal 30 fr.

Inserate übernimmt **Haafenstein & Vogler** in Wien, Wollzeile 9, Hamburg, Berlin, Leipzig, Frankfurt a/M., Basel.**Geldsendungen** sind zu richten an den **Eigenthümer** des Blattes. Manuskripte werden nicht zurückgesendet, anonyme Mittheilungen nicht berücksichtigt.

Laibach, Dinstag am 6. Juli 1869.

Die Slovenen „Galgenvögel“.

Auf die Aufforderung einiger Bürger aus Laibach reproduziert die „Zut.“ nachfolgenden Artikel des „Slovenski Narod“, den auch wir, weil er einigen unseren Lesern noch unbekannt sein dürfte, hier folgen lassen.

„Die heilige Orgel orgelte, so lautet der Artikel, die heiligen Pfeifen pfeifen und die heilige Aufgeblasenheit blies sich auf.“ — Diese Worte der Reifnizer Anekdote, in welcher die Kirchenmusik humoristisch beschrieben wird, kamen uns unwillkürlich in den Sinn, als wir am 17. Juni im „Laibacher Tagblatt“ einen aus der militärischen „Wehrzeitung“ reproduzierten Artikel über die Jančberger- und Josefsthaler-Affaire lasen, — einen Artikel, in welchem sich die Aufgeblasenheit noch ganz anders ausbläst, als der Blasebalg in der Reifnizer Kirchenorgel. Hätten wir bis jetzt noch nicht gewußt, was wir Slovenen in den Augen der ritterlichen Aufgeblasenheit heldenmüthiger Säbler sind, welche klirrend durch die Armeesr. Majestät einerschreiten, so hat uns dieß der Tod Kade's in der Josefsthaler Schlacht blutig verkündet, mit Worten aber die „Wehrzeitung“ und aus dieser späterhin auch das „Laibacher Tagblatt“ laut uns entgegengerufen — dieser stets bereite flinke Knecht, wenn es gilt, irgend eine der slovenischen Nation angethane Schmach in die Welt auszuposaunen. — Wir sind Galgenvögel!! Diese ritterlich-edle Beschimpfung besagt doch wohl nichts anderes als daß wir erstens für den Galgen reif sind, zweitens aber, daß, falls wir zufällig oder durch gutes Glück dem Galgen entgehen, es jedermann, wer Zeit oder Lust dazu hat, freistehe, uns wie den Vogel in der Luft zu erschließen oder zu erdroffeln.

Also die Slovenen, welche durch Jahrhunderte und Jahrhunderte in Glück und Unglück unerschütterlich fest um den österreichischen Thron standen, und deren Treue immer rein war und noch jetzt rein ist, wie die Sonne, — diese Slovenen sind Galgenvögel! Die Slovenen, welche Jahrhunderte lang oft ganz allein ohne jede andere Hilfe den Anprall der rohen Gewalt türkischer Barbarei, vor welcher sogar die Mauern Wiens erzitterten, heldenmüthig zurückschlügen und so mit Gut und Blut die Kultur des Okzidenten unangefochten mit vertheidigten — diese Slovenen sind Galgenvögel! Unsere tapferen Söhne haben sich auf den blutigen Schlachtfeldern jedes Krieges rühmlich ausgezeichnet, immer unter den bravsten Regimentern der Armee Sr. Majestät wie Löwen kämpfend, und zum Entgelt für alle Mühen, Wunden und Entbehrungen hören sie zu guterlezt aus dem militärischen Fachblatt, der „Wehrzeitung“, daß jeder von ihnen ein Galgenvogel war, und so wie ihre Väter Galgenvögel sind, „welche Schandthaten begehen, die eufemistisch „Erzeffe“ genannt werden,“ sie sehen es gedruckt vor sich stehen, „diese „Wehrzeitung“ habe nie die Schmach befürchtet, daß irgend ein Offizierskorps österreichisch-ungarischer Regimenter so tief sinken, so sehr die Pflichten der Ritterlichkeit verleugnen und so schnurstracks seiner Bestimmung im Frieden: „Schutz nach innen,“ entgegenhandeln könnte, um eine branntmarkende Belobung von den Verherrlichern der Galgenvögel über sich ergehen lassen zu müssen.“ — Hierbei

fügt sich die „Wehrzeitung“ mit thraasonischer Prahlerei auf die offizielle „Laibacher Zeitung“, welche die Josefsthaler Heldenthat der Offiziere dankend anerkannte; sie stützt sich ferner auf die Dankagung des Laibacher Gemeinderathes, worauf sie, wie ein fleghafter Führer eines blinden Bettlers, welcher ohne schützende Hand keinen Schritt wagen darf, die Landesregierung von Krain selbst beehrte, indem sie sagt, man möge „die Artikel über das Abstellen des Waffentragens außer Dienst wenigstens so lange vertagen, bis wir in jedem Kronlande eine Regierung haben werden, welche hinreichend stark ist, um Knochen und Leben der Bürger und Offiziere schützen, und welche genügend orientirt ist, um offen organisirte und strategisch geplante (!) Raubanzüge auf friedliche Wälder verhindern zu können.“ Am Schlusse dieser exzellenten Feldübungen des militärischen Organes, welches somit für etliche Kronländer permanenten Ausnahmezustand in Vorschlag bringt, erdröhnt eine Ehrensalve den edlen Turnern, „welche alle Schwerverwundeten auf ihren Achseln in die Spitäler trugen,“ und dieß sogar schon im Jahre 1859, obwohl damals der Laibacher Turnverein noch gar nicht existirte.

Nach diesen heldenmüthigen Schwentungen, welche uns unwillkürlich in lebhafteste Erinnerung bringen, wie es ehemals auf der „Schmelz“ zugeht, nimmt das Manöver der „Wehrzeitung“ ein Ende, — die Offiziere derselben stecken ihre Säbel ein, die Soldaten nehmen die Bajonette von den Gewehren ab, feurige Kasse, mit gestutzten Schweifen fuchtelnd, rennen hin und her, die Musikbände mit den Trommeln und dem obligaten Regimentshunde erscheint, Brotweiber kommen mit Brot und Branntwein herbei, und die „Wehrzeitung“ tritt alsdann mit den Turnern und den erschlagenen Galgenvögeln in der Mitte, nach dem Takte der türkischen Musik den Rückmarsch zum Komißbrot in ihre Kaserne wieder an, — ganz so, wie von Josefsthal die Offiziere mit dem erschlagenen Kade und mit den Turnern marschirten.

Daß die ritterlichen Schimpfereien dieses Blattes nicht auf die Jančberger-Affaire gemünzt sind, beweist die „Wehrzeitung“ selbst, indem sie sagt: „Bei der Turnerfahrt auf den Jančberg hat sich kein Offizier der Garnison betheiliget; man zog vor, gegen die Turner unartig zu sein, als sich dem Schein einer Parteiergreifung auszuweichen.“ Wenn sie daher auf die Jančberger-Affaire nicht gemünzt sind, so müssen sie den Josefsthalern gelten, von denen etliche thatfächlich arretirt, aber alsogleich wieder freigelassen wurden, weil sie weder auf Soldaten noch auf Turner loschlügen, trotzdem aber einen Menschen aus ihrer Mitte verloren. Diese Schimpfereien treffen aber zu gleicher Zeit auch die slovenische Journalistik, die „Verherrlicherin der Galgenvögel,“ welche die Jančberger nie vertheidigt, vielmehr immer nur daran festgehalten, daß in Josefsthal durch den taktlosen Uebermuth der Soldateska das Unglück geschehen sei, gleichzeitig aber auch das ganze krainisch-slovenische Volk in Schutz genommen hat, welches nicht auf dem Jančberge war, trotzdem aber jetzt durch die feindlichen Blätter sammt und sonderß vor der Welt schonungslos verunglimpft wird. Die slovenischen Blätter sind also die „Verherrlicher“ und „Galgenvögel“ sind jene, welche von ihnen in Schutz genommen erscheinen; also alle Krainer-slovenen sammt und

sonders, weil sie ja die slovenischen Blätter vertheidigen. — Dieser Artikel, der in einemfort auf den umgürteten Säbel klopft, wie wir dieß an arroganten Soldaten schon so oft zu beobachten Gelegenheit hatten, wagt den General John fast einer Lüge zu zeihen, der doch den Offizieren des Regiments Huyn im Generalbefehl unverblümt herausgesagt, sie dieser Tage auch persönlich in Laibach scharf gerügt hat, weil sie sich in Josefsthäl taktlos benommen. Die mit einem ritterlichen, stolz aufgedrehten Schnurbarte ausgestattete „Wehrzeitung“ regaliert die slovenische Nation mit Schimpfnamen, wie mit solchen seit jeher aufgeblasene Offiziere nur ihre „Burschen“ zu bedenken gewohnt waren, die von Glück sprechen konnten, wenn man sie nur Hund, Schweinehund, Dachs u. dgl. nannte. Daß wir der Regierung Stiefkind, des Dezmanischen „Tagblatt“ Prügelbuben, wuthschraubender Deutschthümeler Fußschimmel sind, das wußten wir schon längst; daß wir aber auch „Bursche“ der österreichischen Offiziere sind, das war uns bisher unbekannt.

Also Soldaten, welche zu Friedenszeiten ohne alle Beschäftigung müßig gehen, dem Staate Arbeitskräfte entziehen und vom Landmann, Bürger, Kaufmann und dem Industriellen leben, diese Soldaten dürfen österreichische Nationen mit derartigen Schimpfnamen insamiren? Wollten wir Maß um Maß zurückgeben, auch wir hätten das volle Recht zu behaupten, daß die ganze deutsche Nation ein „Galgenvogel“ sei, weil von etlichen Deutschen in Böhmen die Slaven so verfolgt wurden, wie auf dem Jančberg von unseren Bauern die Turner, unter welsch' letzteren nur 4 bis 5 wahre Deutsche, die übrigen hingegen ausschließlich geborne Slovenen, jedoch Deutschthümeler, Renegaten waren; allein wir haben keine derartige soldatische Aufgeblasenheit, keine derartige arrogante Kurzsichtigkeit.

Glaubt denn die „Wehrzeitung“ wirklich, daß die Soldateska nur um ihrer selbst, alles andere hingegen nur der Soldateska willen da sei? Dieser unsinnig hochmüthige Geist muß aus der Armee verschwinden! Weichen muß der düntelhafte Wahn, als ob lächerliche Aufgeblasenheit, schrofne Arroganz Ritterlichkeit wäre, wenn wir nicht wollen, daß in unseren nächsten Kriegen jene Unglücksfälle, welche in den letzten Jahren Oesterreichs Standarten so oft zur Flucht

zwangen, abermals zurückkehren. Nichts macht uns in Oesterreich noch jezt so lebhaft den Eindruck, als ob unsere ganze bisherige Verfassung nur Scheinkonstitutionalismus, konstitutioneller Absolutismus, mit einer absolutistischen Armee an der Spitze wäre, als gerade diese Art Soldateska.

Ist es denn nicht genug, daß Soldaten unter der Leitung des Littauer Bezirkshauptmanns, Grafen Auersperg, in der Jančberger Umgebung, wie in einem eroberten feindlichen Lande hausten? Ist es nicht genug, daß schon im vorigen Jahre die edlen Offiziere zu Fuß und Roß den Turnern nach Mannsburg das Geleite gegeben und bei dieser Einnengung in eine politische Demonstration, die ihrem Berufe ferne liegt, ihre ritterlichen Fäuste durch Schläge auf die unritterliche Bauernhaut besleckt haben? Ist es nicht genug, daß wegen soldatischer Taktlosigkeit heuer in Josefsthäl unschuldiges Blut geflossen? Dieß alles haben wir über uns ergehen lassen, damit die Krainer Slovenen aus dem Munde eines militärischen Blattes hören müssen, sie seien „Galgenvögel!“ Und warum das? Einzig darum, weil die in Josefsthäl zahlreich erschienene Landbevölkerung die Offiziere in ihrer ritterlichen Unterhaltung genirte, welche ihnen die glühenden Blicke deutschthümelnder Damen in der edlen Turner Mitte verhießen.

Wir protestiren feierlichst gegen diese Aufgeblasenheit und sprechen uns unerfroden dahin aus, daß entweder FML. John nicht wußte, was er that, als er die Josefsthäler Soldaten tadelte, oder aber die „Wehrzeitung“ in ihrem arroganten Dünkel so um allen Verstand gekommen ist, daß sie nicht weiß, was sie schreibt. Es ist entweder FML. John kompromittirt oder die „Wehrzeitung“, — aus dieser Sackgasse gibt es keinen Ausweg!

Verschiedenes Maß.

Wir nahmen erst kürzlich Anlaß, Betrachtungen über die verschiedenen Grenzen des Erlaubten mit Rücksicht auf die verschiedenen Nationalitäten und Parteien in Oesterreich anzustellen und gerade die Deutschen als diejenigen hervorzuheben, welche in dieser Rich-

Feuilleton.

Die erste Zigarre.

Humoristische Episode aus der Studentenwelt.

(Fortsetzung.)

Zahlreiche Stimmen, hohe und tiefe, riefen: „Herein!“ Sofort öffnete mein Kollega die Thür, schob mich in das Innere des Zimmers und — schloß die Thür, ohne selbst einzutreten. Wie mit einem Zauberschlage verstummte der ausgelassene Lärm, es war, als ob urplötzlich ein ernstes Professorengeßicht sich in der lustigen Studentengesellschaft gezeigt hätte. Die Situation war unbefschreiblich peinlich. Ich blieb verblüfft an der Thür stehen, den Hut in der Hand, und konnte kein passendes Wort finden. Dann machte ich den Versuch eines Kompliments, das nicht sehr gelungen sein konnte, denn sofort erhob sich ein nicht enden wollendes Gelächter, bei dem ich sogar ein leises, unterdrücktes Richern, zweifelsohne von Damen herrührend, ausnehmen konnte. Die Atmosphäre des Zimmers war so sehr mit Tabak- und Zigarrenrauch geschwängert, daß meine daran nicht gewohnte Brust sofort einen heftigen Husten von sich gab und meine Augen in dem Rauchmeere vergebens nach einem bekannten Gegenstande suchten. In diesem kritischen Momente trat glücklicherweise mein Führer ein und zog mich durch die Mitte der theils sitzenden, theils stehenden Kollegen bis zu einem sofaartigen Stuhle, auf dem ich erst jezt zwei junge Fräulein neben einer ältlichen Dame — zweifelsohne deren Mutter — gewahrte.

„Hier stelle ich Ihnen,“ ließ er sich lachend vernehmen, „einen kühnen Zahn vor, der nur eine üble Eigenschaft besitzt, nämlich die, daß er zu sehr Damen fürchtet.“

Ich wiederholte mein voriges Manöver und wieder brach jenes homerische Gelächter los, das mich vorher so sehr außer Fassung gebracht. Auch die Damen stimmten mit ein, obwohl sie es durch vorgehaltene Taschentücher zu dämpfen suchten. Sofort wurde ich von der lustigen Studentenschaar umringt; ich stammelte einige Worte, wurde indeß vom allgemeinen Gelächter so sehr angesteckt, daß ich selbst aus vollem Halse mitlachte. Als sich endlich der Sturm gelegt, forderte man mich auf, den Hut abzulegen, und eines von den

Fräulein, das jüngere, war sogar so freundlich, mir einen Sessel zu bringen, worauf ich mit größter Würde Platz nahm.

„Es freut uns sehr“, begann das Fräulein, „daß Sie uns auch einmal besuchen. Sie sind uns ohnehin durch die Plaudereien Ihrer Herren Kollegen schon längst wenigstens dem Namen nach eine bekannte Persönlichkeit.“

Ich weiß mich nicht mehr zu erinnern, was ich darauf erwiderte, aber es mußte zweifelsohne etwas ungeschicktes gewesen sein, denn wieder brach jenes Gelächter los, das mich überaus verlegen machte, und zwar diesmal noch stärker, als vorher. Ich saß auf Nadeln, lachte aber nichtsdestoweniger mit.

„Wir waren,“ ließ sich das Fräulein wieder vernehmen, „eben im Begriffe, ein Gesellschaftsspiel zu arrangiren. Wenn's Ihnen gefällt, können Sie daran ebenfalls Theil nehmen.“

Natürlich erklärte ich mich sofort hierzu bereit, obschon mich, aufrichtig gestanden, ein Anflug von Bangigkeit anwandelte und ich viel darum gegeben hätte, daheim in meinem Zimmer zu sein. Indesß die Fräulein, auch deren Mutter, waren so freundlich, daß mein Argwohn nach und nach schwand und auch die ursprüngliche Scheu mir nachgerade abhanden kam.

Im Laufe des Spieles stellte sich sogar einiger Muth ein, als ich sah, daß ich dazu ausersehen war, fortwährend den Blindenbock zu spielen. Ich konnte nicht begreifen, wie man es anstellte, aber Thatfache bleibt es, daß ich bei der „blinden Kuh“ fortwährend gefangen wurde, während es mir nicht gelingen wollte, einen Fang zu machen. Noch feltener errieth ich später mit verbundenen Augen den Namen des Erwischten und beim Pfänderspiel mußte ich alles, was ich besaß, als Pfand hergeben und noch Ansehen machen, um allen Anforderungen zu genügen. Kurz, den ganzen Abend kam ich aus meiner Agilität nicht heraus und als mich endlich bei der Auslösung der Pfänder das Los traf, jemanden aus der Gesellschaft zu küssen, wählte ich einen Kollegen, was wieder ein ungeheueres Gelächter erregte. Ich nahm es damit natürlich ganz wörtlich, ohne zu ahnen, daß dieser Kuß bloß formell oder fingert sein mußte, und daß selbst der Kühnste den Damen gegenüber sich nur einen Handkuß erlauben durfte.

Indessen hatte die Freundlichkeit der Damen und die allgemeine

tung die Begünstigten sind. Nicht nur die im Staate Oesterreich lebenden Nationen, welche nicht zum Universalstamm der sog. Deutschen gehören, dürfen ihre Organe ungestraft verhöhnen und zum Gegenstande aufreizenden Spottes und empörender Satyre wählen, sondern es ist ihnen nicht einmal verwehrt, nach außen hin zu Liebäugeln und dieß ohne Scheu und offen, mit Schrift und Wort; sie brauchen ihre Sehnsucht nach dem Ausscheiden aus Oesterreich und nach Vereinigung mit dem norddeutschen Bruderstamm, worunter natürlich Preußen zu verstehen ist, nicht einmal in Privatbriefen oder mündlich zu äußern, sondern thun dieß ungeschert öffentlich in recht ostentativer Manier.

Das jüngste Dokument dieser Kofetterie mit dem Ausland ist ein Schreiben des Anastasius Grün (Graf Anton Auersperg) an die Berliner Arbeiter, welches wir, insoweit es zur Sache gehört, wörtlich folgen lassen:

„Euer Wohlgebornen! Die freundlichen Worte wohlwollender Anerkennung, welche Sie im Namen des Luisestädtschen Handwerkervereines an mich zu richten so gütig waren, haben mir eine ebenso große Ueberraschung als innige Freude bereitet und in mir das Gefühl jenes innigen Zusammenhanges, welches den einzelnen unlösbar an ein großes Gemein- und Heimwesen bindet, in wohlthwendigster Weise wachgerufen. Denn gerade in den beiden, auch von Ihnen betonten Beziehungen, daß nämlich Ihr herzlicher Zuruf „aus der norddeutschen Metropole“ und „aus schlichten Handwerkerkreisen“ hervorgegangen ist, liegt für mich dessen gesteigerter Werth und erhöhte Bedeutung.

Jede befreundete Hand, die der deutsche Norden in unseren nicht minder deutschen Sünden herüberreicht, jeder sympathische Gruß, der von dort herüberklingt und hier aufrichtige Erwidrung findet, nährt und kräftigt den niemals in uns zu erlöschenden Glauben an jene unzertrennbare Gemeinamkeit, in welcher sich früher oder später doch immer wiederfinden muß, was untrennbar zusammengehört und unwiderstehlich zu einander strebt.“

Welchen Lärm würden unsere Offiziosen schlagen, wenn bei-

Meinung meinen Entschluß, mich sobald als thunlich zu entfernen, derart erschüttert, daß ich ihn über den Haufen warf. Ja ich fand nachgerade, daß es sich mit den Damen auch reden ließ, wie mit anderen Menschenkindern, daß sie mitunter auch viel Spaß verstanden, ja, ich fand weiter, daß die Fräulein, namentlich die jüngere, sogar schön waren; freilich behielt ich diese Ansicht vorläufig für mich, denn mein Geschmack in dieser Richtung konnte ja schlecht sein, abgesehen davon, daß es höchst unanständig war, Damen schön zu finden.

„Ei Herr“, ließ sich plötzlich das jüngere Fräulein vernehmen, „Sie rauchen ja nicht! Geniren Sie sich in keinem Falle, Sie sehen ja, daß alle Ihre Kollegen rauchen. Zünden Sie sich Ihre Zigarre nur getrost an, hier ist Feuer!“

„D — o — ich danke — ich — ich — rauche noch nicht.“ Und im Vollgefühl der Scham ob dieses Geständnisses wagte ich nicht aufzublicken und schwarte verlegen mit den Füßen am Boden.

„Wie? Sie rauchen noch nicht? Es dünkt mir beinahe, daß Sie den anderen Herren an Alter nicht nachstehen. Aber freilich,“ fuhr sie begütigend fort, „nicht ein jeder kann das Rauchen vertragen und es ist, abgesehen davon, daß es einem Jünglinge einen Anstrich des Mannhaften verleiht, denn doch etwas zu kostspielig, nicht wahr, bester Herr?“

„Freilich — natürlich, — das heißt, nicht für jeden. Ich zum Beispiel — —“

„Ach was Du,“ fiel mir plötzlich ein Kollege in's Wort, der stets modemäßig gekleidet herumging und wenigstens eine halbe „Range“ beständig, ob brennend oder nicht, im Munde hatte. „Du bist ein Hasenherz, Du fürchtest die Professoren, das ist des Pudels Kern.“

Wieder brach das Gelächter los. Die ältliche Dame, eine sehr gutmüthige Frau von bedeutendem Umfange — heißt das, die Krinoline war umfangreich, die Dame nicht — nahm sich endlich meiner an, setzte sich an meine Seite und begann mit mir eine Konversation, über deren Inhalt ich heute wohl keine Auskunft mehr geben könnte, wenn ich auch niederträchtig genug wäre, ein vertrauliches Gespräch in die Oeffentlichkeit zu bringen. Die beiden Fräulein unterhielten sich und lachten mit meinen rauchenden Kollegen, bis endlich die vorgerückte Nachtstunde und gewisse unabweidliche, nicht mißzuverstehende Symptome der Schläfrigkeit von Seiten der ältlichen Dame und

spielsweise irgend ein Nationaler aus ebendemselben Anlasse ein Schreiben solchen oder ähnlichen Inhaltes an irgend einen Verein in Rußland richten sollte! „Panславismus“, „Landesverrath“, „Hochverrath“ und ähnlich klängen dann die Ausdrücke, mit denen die ganze Nation beschimpft würde, alle Polizeiorgane würde man in Bewegung setzen, damit sie nach den Fäden geheimer Verschwörungen spüren, alle Gerichte bekämen genug zu thun und jedes zweideutige Wort gäbe Anlaß zur gerichtlichen Verfolgung.

Was geschieht hier? Nichts dergleichen; die Briefe werden vielmehr in den gelesesten Blättern veröffentlicht. O, Gleichberechtigung!

Tagesneuigkeiten.

Laibach, 6. Juli.

— (Schwere Zeiten) hat gegenwärtig die hiesige Bezirkshauptmannschaft. Sie muß nicht nur überall hin, wohin eine im Rufe des Slovenismus stehende Gesellschaft einen Ausflug machen zu wollen nur ahnen läßt, Diener und Gensdarmen vorausschicken. Vergangenen Sonntag machte ein kleiner Kreis von Damen und Herren eine Partie nach Ig, und nahm ein von den Damen der dortigen Laborfahne gespendetes Band mit, um es bei dieser Gelegenheit zu überreichen. Zur größten Verwunderung der Gesellschaft fand man dort ein Piquet Gensdarmen, nebst einem diensteifrigen Sicherheitsorgane, welche nur wegen der aus Laibach signalisirten „Slovenen“ dahin beordert waren. Wozu? Darüber wird uns selbst die bezirkshauptmannschaftliche Vorsicht schwerlich aufklären können, denn erfahrungsgemäß fallen selbst bei größeren Ausflügen keine Exzesse vor, wenn nicht etwa „Deutschhümler“ daran theilnehmen. Den Nationalen sind also derlei Vorsichtsmaßregeln höchstens lästig, sie machen das Volk mißtrauisch und stören die Gemüthlichkeit und frohe Laune, nothwendig aber sind sie ganz und gar nicht.

— (Ad hominem.) Dieser Tage bramarbasirte ein junges Doktorlein beider Grade, das vorderhand ob Mangel dankbarer Beschäftigung im eigenen Bewußtsein macht und beiläufig bemerkt mit Knigge's Bestandslehren auf ziemlich gespanntem Fuße steht, in

ihrer Gemahls, den ich bisher ganz übersehen — meine Kollegen hatten es nämlich für überflüssig gefunden, mich ihn, oder ihn mir vorzustellen — die Entfernung wünschenswerth erscheinen ließen. Wir griffen also sämmtlich nach unseren Hüten und empfahlen uns thunlichst höflich. Bei dieser Zeremonie sprach das jüngere Fräulein zu mir: „Hoffentlich haben wir uns nicht das letztemal gesehen! Sie kommen doch morgen wieder?“

Dabei sah sie mich ganz eigenthümlich an, so eigenthümlich, daß mir, den noch nie eine Dame so angesehen, ganz eigenthümlich zu Muthe wurde. Natürlich versprach ich, am folgenden Tage wieder zu kommen und folgte der übrigen Schaar hinaus in die eisig kalte Nachtluft.

„Nun, wie gefällt Dir die famose Gesellschaft?“ sprach mein Protektor auf der Straße.

Ich sagte irgend etwas, das mir passend schien, und schritt schweigend weiter, bis mein Kollege sich von mir trennte. In meinem Logis angelangt, legte ich mich sofort zu Bette und zwar möglichst geräuschlos, um nicht meine Zimmerkollegen in der angenehmen Nachtruhe zu stören. Auch ich wollte schlafen, aber merkwürdig! es wollte mir nicht gelingen. Die mir ungewohnten, bisher gänzlich unbekanntem Ereignisse des Abends gingen an meinem Geiste vorüber; das Gelächter der Kollegen, das Richern der Damen und — jener Blick. Der Blick? Wie thöricht! Wie oft war ich schon von meinen Herren Professoren und anderen Großen ganz anders angesehen worden! Dummheit!

Ich legte mich auf's andere Ohr und schloß die Augen, aber mitten im Dunkel funkelte jenes wundervolle Augenpaar so schelmisch, so verführerisch! Unfinn! Es galt ja nicht Dir! Wer wird Dich anschauen, Dich unansehnliches Studentenlein, der Du nicht einmal rauchst! Rauchen?! Hm! Ist denn das so schwer? Es käme auf eine Probe an. — Gemach, gemach Studentenlein, kennst Du die Schulgesetze nicht? — Nein, es ist ausgemacht, morgen gehe ich nicht mehr in jenes Haus.

Endlich kam der Schlaf. Schwer und bleiern legte er sich auf meine Augenlider und der Körper genoß der Ruhe. Auch der Geist? Nein, dieser machte noch einmal, zum drittenmale die Abendunterhaltung mit, zum drittenmale sah er das Fräulein — — (Fortf. folgt.)

einem unserer Gasthäuser (wir glauben es lag unweit vom Krankenhause) über Menschenrechte, Philosophie und höhere Politik. Der Gute kam vor Kurzem von der Quelle, Sie kennen ja doch diese Quelle, — mindestens vom Hörenjagen. Frankfurter Würste, Speckfleck, saure Fingerl, Kleinschwechater oder Riesinger Bier, die Herren Kollegen und der unerschöpfliche Stoff zur freien Verfügung der Herren Materialisten und Naturalisten. „Eher wird keine Ruhe, „sprach der zweifach graduirte,“ bis nicht auf den Plätzen, wo jetzt Kirchen stehen, Gras wachsen wird —“ „Und Sie als Esel darauf weiden werden,“ versetzte schlagfertig ein durch seinen Mutterwitz bekannter schlichter Bürger, der zufällig zum Auditorium gehörte. Was der diplomirte Vielwisser darauf entgegnete, ist uns nicht bekannt geworden.

— (Zwei neue Laibacher Vereine in Sicht.) Unlängst lasen wir in der „Zuf.“ die Neuigkeit, daß in Laibach ein Arbeiterverein in's Leben treten soll, und neuerlich brachte der „Wanderer“ die Kunde, daß hier die „Jungflovenen“ Vorbereitungen machen zur Gründung eines demokratischen Vereines, dessen Tendenz im Einverständnisse mit dem slovenischen politischen Vereine in Marburg gegen die unliberalen Prinzipien des Dr. Bleiweis und Dr. Costa und die klerikalen Einflüsse gerichtet sein soll. Uns ist hier weder von dem einen noch dem andern Vereine etwas bekannt; wir müssen daher diese beiden Neuigkeiten vorderhand als bloßen Humbug betrachten, es sei denn, daß in ganz geheimen „Logen“ darüber verhandelt wird. Auch sind wir bisher so glücklich, weder eine Partei der „Jungflovenen“ noch ihr Programm zu kennen, und wenn dieselben gegen die „unliberalen“ Bleiweis-Costa'schen Prinzipien und gegen die „klerikalen“ Einflüsse ankämpfen wollen, so ist hierzu ein neuer Verein gar nicht nothwendig: der „konstitutionelle“ Verein bietet ihnen gewiß mit Vergnügen alles, was sie bedürfen, um ihre Prinzipien zum Durchbruch zu bringen, und würde ihnen gewiß auch ihr „Tagblatt“ zur vollen Disposition stellen. Allein, wie gesagt, wir halten die „Wanderer“-Korrespondenz nur für eine Zeitungssente, welche ein Tagblattler flügge machte, um Dr. Bleiweis und Dr. Costa — zur Verzeihung zu bringen!

— (Die Südbahn und die türkischen Bahnen.) Die „Triester Ztg.“ bringt folgendes Eingefendet: „Der Name der Südbahn wird Tag für Tag mit der Angelegenheit der türkischen Bahnen in einer Weise in Verbindung gebracht, die der Wahrheit durchaus nicht entspricht. Die Zeitungen haben zu verschiedenen Malen berichtet, daß die Südbahn infolge ihrer Verträge mit der türkischen Regierung Projekte machen läßt, Personale entsendet, diese oder jene Strecke binnen dieser oder jener Zeit vollenden muß u. s. w. Ebenso erhält die Direktion der Südbahngesellschaft zahlreiche Briefe von Personen, welche sich in irgend einer Weise beim Baue der türkischen Bahnen zu betheiligen wünschen. Die Südbahn fühlt sich verpflichtet diese Angaben richtig zu stellen: Die Südbahn ist nicht die Konzessionärin der türkischen Bahnen und sie hat mit der türkischen Regierung keinerlei Vertrag abgeschlossen, der sie verpflichten würde, Projekte zu machen oder Bahnen zu bauen. Alle Notizen, welche seit einigen Tagen über Offiziere und Ingenieure, welche die Südbahn in die Türkei gesendet und über Verpflichtungen, welche die Südbahn wegen des Baues verschiedener Linien übernommen haben soll, veröffentlicht wurden, sind durchaus unrichtig. Wien, 28. Juni 1869. Die Generaldirektion der k. k. priv. Südbahngesellschaft.“

— (Zur Gleichberechtigung.) Die „Triester Ztg.“ schreibt: Auf die von den Bewohnern des Territoriums im Vorjahre an das k. k. Ministerium gerichtete Petition erging, wie wir vernehmen, von Seite der k. k. Statthalterei unterm 16. v. M. folgende Entscheidung: Wird den Petenten, zu Händen des erstunterschiedenen Hrn. L. Gobina, mit dem Bedeuten zurückgestellt, daß der Herr Minister des Innern mit dem Bescheide vom 6. April l. J., Z. 1172 sich dahin äußerte: Das Gesuch, betreffend die Trennung des Territoriums von der Stadt Triest könne nur im Gesetzgebungswege seine Erledigung finden, sowie auch, daß die Beschwerden, auf die sich das Gesuch stützt, großentheils ungerechtfertigt, oder doch übertrieben seien. Ebenso ist von der Bereitwilligkeit des Stadtrathes, welche sich in der jüngsten Zeit kundgab, zu erwarten, daß den gerechtfertigten Ansprüchen des Territoriums nach Thunlichkeit Genüge geleistet werde; ihn dazu anzuspornen aber soll Aufgabe der Vertreter aus dem Territorium im Stadtrathe sein. Was jedoch die mit allem Rechte vorgebrachte Beschwerde wegen Vernachlässigung der slove-

nischen Sprache im Amte betrifft, so verdient dieselbe schon jetzt alle Berücksichtigung, weshalb unter einem — in Gemäßheit der bezüglichen Ministerial-Verordnung — die Triester Stadtbehörde ernstlich aufgefodert wird, das Prinzip der Gleichberechtigung aller Landessprachen, wie dasselbe im §. 19 des Staatsgrundgesetzes über die allgemeinen Rechte der Staatsangehörigen ausgedrückt ist, vollkommen zu wahren.

— (Sprachliches.) In der am 23. v. M. abgehaltenen Sitzung des städtischen Ausschusses wurde, wie die „Triester Ztg.“ schreibt, mit Bezug auf einen Erlaß der Statthalterei, beschlossen, die Gründe auseinanderzusetzen, „weßhalb die Gemeinde Triest ihre Veröffentlichungen in der einzigen Landessprache, welche die amtliche ist, vorzunehmen pflegt.“ Dieser in ziemlich unklaren Ausdrücken abgefaßte Beschluß scheint zwei unbefreitbare Thatsachen zu ignoriren: daß ein beträchtlicher Theil der Bevölkerung Triests (von der dem deutschen Sprachstamme angehörenden Fraktion ganz abgesehen), nämlich jene des Territoriums, slovenisch spricht, also von einer einzigen Landessprache nicht wohl die Rede sein kann — und daß das Landesgesetzblatt in drei Sprachen, italienisch, slovenisch und deutsch, erscheint, mithin auch die italienische nicht als die einzige amtliche Sprache bezeichnet werden kann. Die „Gemohnheit“ des Triester Municipiums, sich des italienischen Idioms als einziger amtlicher Sprache zu bedienen mag sehr löblich und sehr bequem sein; sie ist aber, nachdem die Staatsgrundgesetze die Gleichberechtigung der Nationalitäten sanktionirt haben, nicht maßgebend und könnte im vorliegenden Falle vielleicht auch durch einen Spruch des Reichsgerichtes modifizirt werden. Jedenfalls besorgen wir aber, daß, solange das Municipium auf denselben verharret und sich weigert, mit den Bewohnern des Territoriums in ihrer Sprache zu sprechen — von einer aufrichtigen und dauernden Versöhnung zwischen Stadt und Land, die doch im beiderseitigen Interesse so erwünscht wäre, nicht die Rede sein kann.

Verstorbene.

Den 24. Juni. Maria Rojena, Magd, alt 59 Jahre, im Zivilspital, am Lungendäm. — Primožič Blasius, Tischlergeselle, alt 21 Jahre, in der Stadt Nr. 119, an der Lungentuberkulose.

Den 25. Juni. Dem Herrn Josef Saman, Kondukteur, seine Tochter Rosalia, alt 8 Jahre, in der St. Petersthorstadt Nr. 78, an der Tuberkulose. — Johann Kolenc, Knecht, alt 45 Jahre, im Zivilspital, am Lungendäm.

Den 26. Juni. Peter Weger, Zwängling, alt 34 Jahre, im Zwangsarbeits Hause Nr. 47, am Hydrocephalus acutus. — Jakob Zelenšek, Inwohner, alt 49 Jahre, im Zivilspital, an Erschöpfung der Kräfte. — Herr Heinrich Gley, Defensfabrikant und Realitätenbesitzer, alt 67 Jahre, in der Polanavorstadt Nr. 83, an der Lungenlähmung.

Den 27. Juni. Agnes Štoda, Inwohnerwitwe, alt 70 Jahre, im Zivilspital, am Marasmus. — Dem hochwohlgebornen Herrn Egon Baron Bois von Edelstein, sein Kind männlichen Geschlechtes, nothgetauft, in der Stadt Nr. 14, todtgeboren, infolge schwerer Geburt. — Maria Milavc, Inwohnerwitwe, alt 24 Jahre, im Zivilspital, an der Gehirnlähmung. — Martin Modic, Knecht, alt 38 Jahre, ins Zivilspital sterbend überbracht.

Den 28. Juni. Anton Dobrovolt, Bettler, alt 46 Jahre, im Zivilspital, an Lungengangrän.

Den 29. Juni. Dem Josef Blaug, Polizeiwachmann, seine Gattin Agnes, alt 46 Jahre, in der Stadt Nr. 99, am Zehrfieber.

Den 30. Juni. Anton Seuerer, Tagelöhner, alt 46 Jahre, in der Hrazdehvorstadt Nr. 21, am Zehrfieber. — Josef Stalzer, Verzehrungssteuer Aufseher, alt 51 Jahre, im Zivilspital, infolge erlittener Verletzung. — Die hochgeborne Frau Antonia Gräfin Blagay von Urfini, geborne Frein von Billiggraz, Sternkreuzordensdame, f. k. Kämmererwitwe und Herrschaftsbesitzerin, alt 77 Jahre, in der Kapuzinervorstadt Nr. 9, an der Entkräftung.

Anmerkung. Im Monate Juni 1869 sind 56 Personen gestorben, unter diesen waren 29 männlichen und 27 weiblichen Geschlechtes.

Ein guter

58—2.  **Karikaturen-Zeichner** 
wird gesucht.

Näheres in der Administration des „Brenceelj“.

In der

57—2.

Čitalnica-Restauracion

ausgezeichneter **Teran**, die Maß 80 Mkr., Gabelfrühstück, **Diners** und **Soupers**, feinste Weine zu den billigsten Preisen.

Besonders empfiehlt sich den P. T. Fremden vom Lande achtungsvoll

Jan Kham,
Restaurateur.